

Koordinatensystem und Lesebewegung

Es ist eine schöne Erfahrung, nach der Lektüre eines Buches die Welt anders zu sehen. Nicht unbedingt völlig neu. Eher so, als würde sich etwas sortieren, das schon lange da war. Einzelne Erfahrungen passen plötzlich zueinander wie Puzzlesteine. Alte Widerstände werden unterscheidbarer: Was lehne ich wirklich ab? Was war mir nur fremd? Was habe ich vorschnell in eine Schublade gelegt? Monochrome Argumentationen bekommen Farbe und Tiefenschärfe.

So erging es mir mit Hannah Arendt.

Meine eigene Wahrnehmung kreiste lange um zwei Begriffe, die in meinem Kopf die Welt verengten und gefährdeten: Macht und Idealismus. Macht erschien mir schnell als Machtmissbrauch. Idealismus erschien mir schnell als Gefahr, Menschen einzuengen, ihnen eine gute Idee überzustülpen und ihre konkrete Gestalt zu übersehen.

Hannah Arendt hat in dieser Wahrnehmung einen Begriff vom Kopf auf die Füße gestellt: Macht ist nicht dasselbe wie Gewalt. Macht entsteht, wenn Menschen sich zusammentun und gemeinsam handeln. Sie entsteht nicht dort, wo einer über andere verfügt, sondern dort, wo Verschiedene miteinander anfangen können. Politik ist dann nicht das, was unterhalb der Macht geschieht, sondern der Raum, in dem Macht immer wieder neu entstehen kann. Politik ist die Mutter und Macht die Tochter. Nicht umgekehrt. Macht entsteht dort, wo Menschen miteinander anfangen; sie ist Frucht gemeinsamer Handlung, nicht deren Voraussetzung.

Damit verändert sich vieles.

Welt ist dann nicht einfach die Kulisse, in der wir leben. Welt entsteht zwischen Menschen. Sie braucht Zwischenräume, in denen Menschen einander erscheinen können. Sie braucht Pluralität, weil es ohne Verschiedenheit kein gemeinsames Handeln gibt. Sie braucht Öffentlichkeit, weil das, was nur privat gedacht, gefühlt oder erlitten wird, noch keine gemeinsame Welt bildet. Sie braucht Anfänge, weil Macht nicht statisch ist. Sie muss immer wieder neu entstehen.

Anfang, Pluralität, Öffentlichkeit, Macht, Welt: Das sind Grundbegriffe meines Hannah-Arendt-Projekts. Zusammen bilden sie ein Koordinatensystem.

Aber ein Koordinatensystem ist noch kein Text. Ein Koordinatensystem sagt mir, worauf ich achten kann. Es hilft mir, mich nicht im ersten Ärger, im ersten Verdacht, in der ersten Zustimmung zu verlieren. Es ordnet. Es gibt Richtungen an. Es zeigt, wo oben und unten, rechts und links, Nähe und Abstand sein könnten.

In Bewegung kommt das Denken erst anders. In Bewegung kommt es, wenn ein Anlass auftaucht: eine Beerdigung, ein Gespräch, eine Bahnfahrt, eine politische Entscheidung, ein Reformpaket der Bundesregierung, eine Begegnung in der Kleinstadt, ein Gottesdienst, eine Nachricht über Zivilschutz, ein Gesetz zur Reparierbarkeit von Elektrogeräten. Dann beginnt etwas, das ich inzwischen meine Lesebewegung nennen würde.

Ich reagiere auf das, was mir begegnet, mit Sprache. Ich lasse meinem Kopf den Freiraum, an andere Erfahrungen anzuknüpfen. Ich folge einer Irritation. Ich frage nicht sofort: Bin ich dafür oder dagegen? Ich frage eher: Was zeigt sich hier? Welche Wirklichkeit wird sichtbar? Welche alten Bilder greifen nicht mehr? Erscheinen einzelne Menschen? Welche verschwinden? Welche Anfänge sind schon da? Welche Bedingungen fehlen, damit aus einer guten Absicht gemeinsame Wirklichkeit werden kann?

Erst danach hilft mir das Koordinatensystem.

Dann frage ich: Wo ist hier ein Anfang? Wo entsteht Öffentlichkeit? Wird Pluralität ernst genommen? Entsteht Macht im Sinne gemeinsamer Handlungsfähigkeit? Oder entsteht nur Verwaltung, Druck, Rhetorik, Misstrauen? Wird Welt gebaut — oder wird sie enger?

So entstehen meine Tagestexte. Nicht als Anwendung einer Theorie auf ein Ereignis, sondern als Weg vom Anlass zur Frage, von der Frage zur Wirklichkeit, von der Wirklichkeit zu einem möglichen Zusammenhang. Manchmal lesen ein oder zwei mir nahestehende Menschen gegen. Manchmal streiche ich. Manchmal merke ich erst im Schreiben, dass der ursprüngliche Anlass gar nicht das eigentliche Thema war.

Mit der Zeit verändert diese Übung auch den Blick.

Ich ertappe mich dabei, dass mir mein eigenes Sehen von vor wenigen Wochen schon einseitig vorkommt. Ich muss nicht mehr auf jede Kontroverse aufspringen. Ich muss nicht sofort wissen, auf welcher Seite ich stehe. *Which side are you on?* Diese Frage hat ihre Berechtigung, wenn Unrecht klar benannt werden muss. Aber sie ist nicht für jede politische Frage der beste Anfang.

Manchmal kann ich sagen: Diese Seite verstehe ich, weil sie etwas sieht, das die andere übersieht. Und die andere Seite verstehe ich auch, weil sie eine Gefahr benennt, die nicht erfunden ist. Diese Argumentation könnte verfangen, wenn sie nicht so hart gegen die Erfahrungen anderer spräche. Dieses Gesetz könnte Zukunft schaffen, wenn die Bedingungen für seine Umsetzung wirklich entstehen. Diese Reform könnte Menschen würdigen, wenn sie nicht im Strom des Sparzwangs ihre Seele verliert.

Das ist keine Unentschiedenheit. Es ist der Versuch, vor dem Urteil genauer zu sehen.

Vielleicht ist das die Form von Kritik, die ich suche: verstehende Kritik.

Verstehende Kritik ist nicht harmlos. Sie redet nichts schön. Aber sie hält es aus, dass politische Wirklichkeit selten in die einfachen Schablonen passt, die wir ihr gern anbieten. Sie erkennt Bemühungen, ohne deshalb blind für Fehler zu werden. Sie sieht Überforderung, ohne sie sofort als bösen Willen zu deuten. Sie kann ein Gesetz begrüßen und zugleich fragen, welche Bedingungen fehlen. Sie kann Regierungshandeln verständlich machen und trotzdem schlechte Bilder, misslungene Erklärungen oder schiefe Vereinfachungen benennen.

Manchmal fühle ich mich dabei fast wie ein Übersetzer politischer Mühen.

Das ist eine merkwürdige Rolle. Ich will kein Anwalt der Regierenden sein. Ich will nicht verteidigen, was misslingt. Aber ich merke, wie schnell politische Komplexität in einzelnen Blasen unlesbar wird. Man erwartet einfache Sätze, eindeutige Schuld, schnelle Lösungen, sichtbare Stärke. Gleichzeitig bewegen sich moderne Gesetzgebungsverfahren durch Ebenen, Zuständigkeiten, europäische Vorgaben, Länderinteressen, kommunale Wirklichkeiten, Verbände, Finanzierungsfragen, Verwaltungspraxis und Alltagsgewohnheiten.

Wer das übersetzen will, braucht Sprache. Gute Sprache. Keine Weihrauchsprache, mit der man böse Geister vertreibt. Keine Bergpredigtssprache, mit der man von oben herab allen heimleuchtet. Sondern eine Sprache, die Anschluss sucht: Mensch für Mensch, Schritt für Schritt.

An dieser Stelle berührt meine Schreibbewegung die Frage nach Öffentlichkeit.

Ein Verleger fragte mich einmal: Wo willst du hin mit deinem Buch? Wen willst du wie erreichen?

Zuerst hörte ich darin die übliche Verlagsfrage nach Reichweite. Wieviele Menschen folgen Ihnen? Welche Öffentlichkeit bringen Sie schon mit? Wie groß ist Ihr Markt? Das ist eine ernüchternde Frage, wenn man aus dem Schreiben kommt und nicht aus dem Marketing.

Aber inzwischen höre ich in dieser Frage mehr.

Wo willst du hin? Das ist nicht nur eine Verlagsfrage. Es ist die Frage nach dem Projekt überhaupt.

Zuerst war dieses Projekt eine Auseinandersetzung mit mir selbst. In welchem Zusammenhang stehen die Fragen, die mich seit Jahren beschäftigen? Macht, Idealismus, Institutionen, Schule, Kirche, Missbrauch, Verwaltung, Reformen, Vertrauen, Bildung, Familie, Politik.

Dann wurde es eine Frage nach der Gesellschaft, in der ich lebe. Was hat sich verändert? Warum wirken alte politische Formeln so erschöpft? Warum sprechen wir so oft über Wachstum, Sicherheit, Freiheit, Verantwortung und Vertrauen, ohne genau zu prüfen, was diese Wörter heute tragen können? Warum verlieren manche Institutionen ihre Erneuerungsfähigkeit? Warum entstehen zugleich an vielen kleinen Orten neue Anfänge?

Je ernsthafter ich frage, desto präziser entdecke ich meine Welt neu.

Der bekannte Flammarion-Stich zeigt einen Menschen, der seinen Kopf durch die Himmelskuppel steckt und dahinter eine andere Wirklichkeit sieht. So ungefähr fühlt es sich manchmal an. Nicht als hätte ich die Wahrheit hinter dem Himmel gefunden. Eher als hätte ich gelernt, den Kopf ein wenig aus der eigenen Blase zu recken. Die Welt ist größer als meine erste Deutung. Sie ist komplizierter, aber auch reicher. Sie enthält mehr Anfänge, als die täglichen Erregungen vermuten lassen.

Darum ist das Hannah-Arendt-Projekt nicht mehr nur ein privates Leseprojekt. Es ist zu einer öffentlichen Übung geworden.

Es will ein Koordinatensystem zugänglich machen, mit dem politische Vorgänge lesbarer werden. Es will zeigen, dass Politik nicht nur Streit, Machtkampf, Krise oder Verwaltung ist. Politik ist auch die Möglichkeit, gemeinsam anzufangen. Sie ist der Versuch, Welt zu bauen, ohne Verschiedenheit zu vernichten. Sie ist angewiesen auf Öffentlichkeit, in der Menschen erscheinen können. Sie lebt von Institutionen, die nicht nur regeln, sondern Wirklichkeit aufnehmen und erneuerbar bleiben.

Vielleicht ist das der Punkt, an dem Schreiben politisch wird.

Nicht, weil jeder Text eine Forderung erhebt. Nicht, weil jeder Anlass sofort in ein Programm verwandelt wird. Sondern weil eine andere Art des Sehens eingeübt wird. Eine Art des Sehens, die nicht vorschnell verachtet, nicht billig begeistert, nicht nur Verdacht produziert und nicht nur Zustimmung sucht.

Ich möchte Politik so lesen lernen, dass wieder Freude am Politisieren möglich wird.

Nicht Freude am Streit um seiner selbst willen. Nicht Freude an Empörung. Sondern Freude daran, dass Menschen verschieden sind und trotzdem gemeinsam handeln können. Freude daran, dass Gesetze Anfänge sein können. Freude daran, dass Institutionen erneuerbar sind. Freude daran, dass Welt nicht fertig ist.

Vielleicht ist das nicht viel.

Aber es ist ein Anfang.

Für weitere Differenzierungen muss ich auf mein Buch „Macht und Idealismus“ verweisen.